



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem Deutschen im Auslande: Der alte Bismarck : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der alte Bismarck

Von einem Deutschen im Auslande

(Schluß)



n all diesen kleinen und großen Zügen seines Charakters giebt sich das Freie und Unbeschränkte seines Wesens kund. Man fühlt in seinem Geiste etwas Absolutes, das jedem großen Genius eigen ist, und das, unmittelbar aus dem Brunnen der ewigen Daseinsquellen geflossen, sich auch im Staub der menschlichen Verhältnisse in der reinen Form seines Ursprungs zu erhalten strebt. So erscheint er als ein lebendiges Werkzeug des weltgeschichtlichen Geistes. Und wenn, wie Runo Fischer in seinen Kantstudien sagt, die Welt nur gedacht werden kann „als die Entwicklung der Freiheit,“ so können wir darauf vertrauen, daß der Weg zur politischen Freiheit mitten durch Bismarck geht. Mag man nun diese „politische Freiheit“ nennen, wie man will, mag man dabei an die „Vereinigten Staaten von Europa“ denken, wie sie dem verewigten Bluntschli einmal in einer Vogenrede vorschwebten, oder an den ewigen Frieden Kants, oder endlich an das Weltbürgertum Goethes, jedenfalls geht der Weg der Menschheit hinauf in diese sterneweite Friedensferne. Aber wir werden dem großen Ziel nicht anders näher kommen, als durch dieselben Mittel, durch die wir aus den deutschen Bundesfesseln auf die Zinnen des neuen Reichs gestiegen sind. Wie Preußen Deutschland die Einheit und die Freiheit gebracht hat, so wird Deutschland der Welt den Frieden bringen. Nicht durch Friedenskongresse, durch internationale Verbrüderungsfeste, durch Vogenfeiern oder durch die Versammlungen sentimentaler Freidenker, das alles würde genau dasselbe bedeuten, was die Turner- und Schützenverbrüderungen für die deutsche Ein-

heit bedeutet haben. Nein, auch dies ferne Ziel erreichen wir nur durch die kraftvollen Männer der politischen That, durch eine von gewaltigen Machtmitteln gehobene Realpolitik oder nochmals: durch Blut und Eisen! Ein schwaches Deutschland ist wie ein Stück Fleisch unter einem Haufen gieriger Hunde, die über seinem Besitz niemals zur Ruhe kommen würden; ein starkes Deutschland ist friedengebietend und glückverheißend für die ganze Welt. Was hat die Welt von einem großen Frankreich, von einem großen England, von einem großen Rußland zu erwarten? Nichts, das wert wäre, erstrebt und ersehnt zu werden. Von Deutschland alles! Schon jetzt, obgleich die Welt noch in Waffen starrt, ergießt sich aus dem friedensbereitenden Deutschland ein Strahl sozialen Glückes über die europäischen Länder; von den Waffen am schwersten gedrückt, hat doch der deutsche Geist zuerst den übrigen Nationen die Schale gereicht, aus der sie auf ihre brennenden sozialen Wunden die erste Linderung träufeln können. Im Gefühl dieser sittlichen Kraft, die unserm Vaterlande innewohnt, im Bewußtsein seiner geistigen Bildung und seiner unbeswinglichen materiellen Kraft, fühlen wir den unheilvollen Riß sich schließen, der einst den weltbürgerlichen Goethe von den „engen Zielen seines Vaterlandes“ getrennt hielt. Denn im Bewußtsein einer großen deutschen Friedensaufgabe heißt „deutsch sein“ jetzt schon „Weltbürger sein.“ Von Ranke haben wir gelernt, daß Deutschland nicht zu jenen Eintagsgebilden gehört, die wie Karthago und Burgund wie flüchtige Blätter auf dem Abreißkalender der Geschichte wieder verschwinden. An den deutschen Geist, da keiner edler, reicher und größer ist auf der Welt, hat die Geschichte auch die edelsten und größten Aufgaben gestellt.

So erkennen wir in Bismarck, der Deutschland aus einem verkommenen Schwächezustand wieder zu seiner natürlichen Größe emporgehoben hat, das lebendige Werkzeug des sich zur Freiheit entwickelnden Weltgeistes. Er bedeutet im deutschen Leben eine „Etappe,“ wie Karl der Große, wie Luther, wie Friedrich II. Er ist eine von den großen weltgeschichtlichen Gestalten, in denen sich der „Weltgeist“ für Jahrhunderte hinaus licht- und kraftpendend verkörpert hat. Seine Aufgabe hat er unter beispiellosen, ja unter unfaßbaren Erfolgen vollbracht, unfaßbar, wenn wir nicht eben einen höhern Geist in ihm wirken zu sehen vermöchten. Er hat Deutschland, das vor fünfundzwanzig Jahren noch ängstlich vor Oesterreich zusammenschauerte, größer gemacht, als je ein deutscher Dichter träumen konnte. Er hat die lange verschlossenen Fenster unsrer deutschen Volksseele mit kräftiger Faust aufgestoßen, und wir atmen beseligt von den Bergen Thüringens bis an die Küsten Australiens den Hauch der Welt. Er hat das fast erloschene deutsche Nationalgefühl mit neuer und ganz unbändiger Kraft erfüllt; daher das deutsch-nationale Hochwasser im Elsaß (Paßzwang!), in Polen (Ansiedlungskommission!) und in Schleswig (deutscher Sprachzwang!); durch eine kühn und schnell arbeitende Schutzollpolitik hat er die Klassen des

Staates gefüllt und Deutschland eine Rüstung gegeben, wie sie die Welt niemals vorher gesehen, aber zu ihrer Erlösung von den Übeln des Krieges bedarf. In diesem Sinne wirkt jeder schlichte Mann, der für unsere Soldaten kräftiges Brod backt, auf weit nützlicherem Wege und viel unmittelbarer für die „großen Freiheitsideale,“ als die freisinnigen Vereinsredner. Sie glauben, daß sie die wahren „Pioniere der Freiheit“ seien, die „Pfadfinder der geistigen Entwicklung,“ und sind der felsenfesten Überzeugung, daß sie den Gang der Weltgeschichte zu bestimmen ausersehen seien. Und in Wahrheit? In Wahrheit laufen und liefen sie immerdar neben der Weltgeschichte her, wie die Zivilisten neben der — Regimentsmusik, seitwärts in den Graben purzelnd bei jeder unerwarteten, aber weltgeschichtlich unvermeidlichen Wendung der deutschen Marschkolonnen.

Der zweite Hauptquell, aus dem der grenzenlose, haßerfüllte Eifer entspringt, womit die freisinnig-demokratische Partei gegen das Bismarcktum ankämpft, wird immer aufs neue wieder gespeist aus den Gefühlen eines schmerz-lich unterdrückten Ehrgeizes und einer unbefriedigten Eitelkeit. Ich will nicht sagen, daß die Gegner des Kanzlers mit vollem Bewußtsein aus persönlich verletzten Gefühlen gegen ihn die Waffen ergriffen; denn

Nicht alles, was des Menschen Herz bewegt,
Liegt klar zu Tage,

aber latent wirkt diese dämonische Kraft in ihnen. Das wird mir freilich, wie ich aus Erfahrung weiß, kein Ausländer glauben. Denn durch das Spektroskop der ausländischen Presse gesehen, die — ich erinnere an die „Neue Freie Presse“ — fast ausschließlich von deutschen Oppositionsjournalisten bedient wird, erscheinen die „freisinnigen“ Führergestalten als die edelsten Erscheinungen des echten, deutschen Geistes, der aus dem Eisenring des nüchternen Kanzlertums „umentwegt“ mit oratorischen Adlerschwingen zum „Lichte und zur Freiheit“ strebt! Jeder, der längere Zeit im Auslande gelebt hat, wird mir zugeben, daß mit aller Macht an der Zerstörung dieser gefährlichen, von der ausländischen Presse nur allzu bereitwillig geförderten Illusion gearbeitet werden sollte! Ich will an dieser Stelle mein Teil dazu beitragen, indem ich von der wohlgefälligen Eitelkeit, der krankhaften Überspannung und der plumpen Rücksichtslosigkeit der „deutschen Opposition“ einige photographische Augenblicksbilder einschalte.

Gehe ich mich ins Ausland begab, hatte ich in Hamburg Gelegenheit, an einem einzigen Abend drei Fortschrittsführer zu hören, Richter, Rickert und Hänel. Zuerst sprach Herr Professor Hänel, mit fest auf einander gepresstem Daumen und Zeigefinger theoretisch docirend, eine Regel der Eloquenz nach der andern aus dem rhetorischen Lehrbuch anwendend, bald seine pathetische Stimme eine künstliche Klimax hinaufsteigernd, bald im Chiasmus sein Für und

Wider in einer tänzerartigen Kreuzungsstellung gruppierend. Aber wie sehr auch seine Beredsamkeit darauf hinauslief, theoretisch erschöpfend und logisch überzeugend zu sein, so blieb seine Rede für mich doch unschön und unklar; seine Logik hatte nichts von der nackten Kälte des Mathematikers unter den Parlamentariern, des konkret zugeschliffenen Windthorst. Überall setzte sich an das Skelett seiner Gründe, wie ein hausschwammartiges Gewächs, das aufgedunsene Fleisch der politischen Phrase. Seine Überzeugungen sind im Kampf des wirklichen Lebens nicht genug trainirt; es sitzt ihm viel zu viel theoretisches Universalwasser in den Knochen. Herr Hänel schien mir am meisten ins österreichische Parlament zu passen; denn damals litt man — gerade wie noch jetzt — in Wien aufs allerrunglaublichste an oratorischen Blähungen; für die dramatisch accentuirte Parlamentsphrase der Franzosen ist Herr Hänel nicht pointirt genug; in London ist das Pathos längst durch schneidenden Sarkasmus weggebeizt, in Berlin hat Fürst Bismarck eine schlichte Sachsprache an die Stelle der deutsch-akademischen Redekünstelei gesetzt; nur in Wien, der Metropole der aufgeblähten Mehlspeise, spricht man noch in Stil des Herrn Hänel; das sogenannte fortschrittliche Mannestum erschien mir bei ihm, ganz ernsthaft gesprochen, in übervollen Wiener Frauenformen. Wien ist ja von jeher das weibliche und weichlich-rundliche Supplement zu dem knochigen, norddeutschen Landmannscharakter gewesen. Indem Herr Hänel aus seinen juristischen und staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, die er im männlichen Brustton vortrug, immer wieder in die Füstelstimme eines unechten Pathos umschlug, erinnerte er mich an die widernatürliche Gestalt eines „Wiener Damenkomikers,“ den ich einst in einem exotischen Café bewundert hatte. Herr Hänel ist unter den Parlamentariern, was Herr Träger unter den Dichtern ist: innerlich hohl, aber mit dem billigen Gold der Gemütsphrase wunderhübsch plombirt.

Bei Herrn Rickert kam mir unwillkürlich der Gedanke, ob er nicht das zerfallende Ende Lasters teilen würde; er sprach übertreibend, fieberhaft eifernd, innerlich so glühend erhitzt, als wenn er unter dem Brennspiegel der Bismarckschen Erfolge seinen eignen Ehrgeiz ohnmächtig in sich zerfochen fühlte. Nach seinen letzten Parlamentsreden zu urteilen, bei denen er an den erhabensten Stellen von seinen Gegnern grausam ausgelacht wurde, scheint diese Siedehitze bereits bis auf einen pathologischen Grad gestiegen zu sein.

Am meisten aber enttäuschte mich Richter. Als er den Saal betrat, hatte ich die Empfindung, einen echten — Junggesellen vor mir zu sehen. Nichts, aber auch nicht das Geringsste in seinen Zügen und seinem äußern Gebahren, was an die idealisirten Abbildungen gemahnt hätte, die von ihm gefertigt und ins Ausland geschwemmt werden! Über breiten, faltenreichen Stiefeln zu kurze Hosen, ein in seinen Gewebsteilen aufgeschwollenes Gesicht, ein struppiger, formloser Bart, eine celtisch eingekniffene Nase, allzu eng an einander stehende, ausdruckslose Augen, am Hinterkopf liniengrade und am Nacken so hoch hinauf

glattabgeschnittenes Haar, daß über dem Rockragen zwei Hand breit das feiste, nackte Fleisch des Halses erglänzte. Wie in seinen Reden so hat er auch in seinem Außern nichts, was sich durch künstlerische Linien, durch edlen Schwung oder durch attische Feinheit auszeichnete, wie sie sonst der „freiheitlichen“ Dpposition in allen Landen so anreizend eigen zu sein pflegt.

Ich spreche mit Absicht so ungenirt von Richters Außern. Es ist das notwendiger und nützlicher, als man vielleicht glaubt. Die große Masse der Deutschen im Auslande läßt in die Beurteilung der heimischen Politik sehr viel ästhetische und rein-gemütliche Empfindungen hineinfließen; in vielen sogar erzeugt der Gedanke an das ferne Vaterland poetische Bedürfnisse. Wenn nun auch in diesem gesteigerten Gemütsleben am meisten des Kanzlers Eisengestalt an poetischer Größe gewinnt, so hat doch auch Eugen Richter einen Anteil daran. Denn in vielen, die mit achtzehn oder zwanzig Jahren zu Richters parlamentarischer Glanzzeit aus Deutschland ausgewandert sind, lebt Eugen Richter als ein teutonisches Urbild, das zwar nichts von Siegfrieds glanzvoller Erscheinung hat, aber doch im Anklang an seinen Wahlort Hagen auf manchen mit einem nibelungenhaften Reckenzauber wirkt. Nicht wenig trägt dazu das geschmeichelte Bild bei, das von ihm im Auslande vertrieben wird, auf dem er mit leichtgewelltem Haar, mit starker, edler Stirn, mit schön und mannhaft geordnetem Bart, mit freiem und ideal gerichtetem Blick gebildet erscheint. Ich freue mich, daß das sinnliche Bild Richters aus diesen gefälschten Ideallinien in die Umrisse seiner natürlichen Zerrgestalt immer mehr zurückgedrängt wird durch — den Kladderadatsch, der überall im Auslande gelesen wird und der verdienstvoller, als man annehmen mag, mit seinen trefflichen Richter-Karikaturen ästhetische Vorempfindungen zerstören hilft, aus denen sich mit der Zeit im ganzen Auslande die Truggestalt eines deutschen Brutus ausgebildet hatte.

Richter ist in einer ernsteren Bedeutung als in dem gewöhnlichen bürgerlichen Sinne ein — Junggefelle. „Zimmer,“ wie Bismarck einmal sagte, „zwischen Häusern und Zeitungen“ hockend, lebt er ohne die kräftigende Disziplin der Ehe, des Amtes oder eines schöpferischen Berufes in seinem parlamentarischen Spinnennetz, losgelöst aus dem lebendigen Zusammenhange mit deutschem Wachstum und den natürlichen Bedürfnissen des großen Wirtschafts- und des kleinen Familienlebens. Wie tief hat Fürst Bismarck im deutschen Leben Wurzel gefaßt: als gläubiger Protestant, als Familienoberhaupt, als Landwirt und Fabrikherr, als Diplomat und Soldat! Fürwahr, es klingt wie eine lustige Ironie, daß sein „fürchterlichster“ Gegner ein unverheirateter Zeitungschreiber ist!

Niemals aber werde ich das häßliche Lächeln vergessen, mit dem Eugen Richter in Hamburg bei seinem Eintritt in den Versammlungs-saal die tausendköpfige, ihm donnernden Beifall zujauchzende Menge überschaute. Es war ein Lächeln eitler Selbstbefriedigung, das um so häßlicher wirkte, als ihm doch

ein wenig von der Verlegenheit anhaftete, mit der die Volksaugurn in süßlicher Bescheidenheit allzu stürmische Ehrenbezeugungen von sich abzuwehren pflegen. Niemals auch werde ich das fatte Behagen vergessen, mit dem er damals von der „Schnaps- und Schweinepolitik“ des Fürsten Bismarck sprach. Ich dachte mir damals schon, daß ein Mann, der in Hamburg, wo in mächtigen Wogen das deutsche Leben ins Ausland rollt und wieder aus ihm zurückflutet, in solchem Tone den arbeitsamsten und verdienstvollsten Mann seines Vaterlandes vor einer johlenden Versammlung schmähen und verletzen kann, nimmermehr dazu geschaffen und geartet sein könne, der Gegenstand vaterländischer Verehrung und politischer Macheiferung zu werden. Hamburg selbst sammelte sich schon bei der nächsten Reichstagswahl zu einem kraftvollen Protest, indem es an Stelle des bisherigen Fortschrittlers Herrn Adolf Woermann, den hanfischen Patrioten in den Reichstag entsandte. Und seit diesen Tagen ist Eugen Richter immer mehr zu dem geworden, was er in den Augen des In- und Auslandes zu sein verdient: ein unter dem wuchtig geführten Szepter der Hohenzollern sich in ohnmächtiger Schmerzenswut windender — Thersites!

Ich erinnere mich an dieser Stelle des Hamburger Abends ganz besonders deshalb auch, um an das Schlußwort anzuknüpfen, womit Herr Richter seine einstündige Agitationsrede beendete. Es ist ungemein bezeichnend für die innern Beweggründe, aus denen die freisinnige Partei das unausgesetzte Bedürfnis fühlt, den Kanzler als alt und verschliffen hinzustellen. Es läßt deutlich erkennen, daß es nicht nur Gründe sind, die aus der Verschiedenheit der politischen Weltanschauung entspringen, sondern auch, wie ich vorhin behauptete, Gründe der Eitelkeit und des Ehrgeizes. Herr Richter sagte: „Stehen Sie, meine Herren, unentwegt zur Fahne der Opposition! Halten Sie aus mit uns im Kampfe der Freiheit gegen eine vergängliche Interessenpolitik; thun Sie es allein schon um deswillen, damit, wenn einst ein Geschichtschreiber über unsre Tage berichten wird, er der Wahrheit gemäß niederschreiben kann, daß unsre Zeit nicht nur große Staatsmänner und große Feldherren, sondern auch tüchtige und charakterfeste Bürger gehabt hat!“

In diesen Worten liegt das ganze unwürdige Fechtssystem gekennzeichnet, worin die „Freisinnigen“ nun beinahe seit drei Jahrzehnten, seit den Tagen der Konfliktzeit, im Kampfe gegen den Kanzler verharren. Sie zerschneiden mit einem perfiden Fintenhieb den natürlichen Zusammenhang der Regierungsmänner mit dem bürgerlichen und — „charakterfesten“ Volkstum. Als ob unsre Staatsmänner und Feldherren, als ob Bismarck und Moltke nicht auch lebendige Teile unsres Volkes wären! Sind sie nicht Blut von deutschem Blut, nicht Fleisch von unserm Fleisch? Es ist gewiß ein stolzes Gefühl, sich mit ihnen eins zu wissen, aber dieses beglückende Gefühl darf auch der ärmste „Bürger“ haben und es freudig und ungezwungen in sich wirken lassen, wenn er sich dem großen Gedanken nationaler Gemeinsamkeit mit Leib und Seele

hingiebt. Dem eiteln und ehrgeizigen Egoismus aber, der bewußt oder unbewußt in den Knochen der freisinnigen Opposition steckt, ist mit dieser Hingebung nicht gedient. Zwischen dem Kanzler und dem deutschen Bürgertum muß eine Scheidewand errichtet werden. Und warum? Weil durch diesen Gegensatz für den Ehrgeiz der Opposition ein eigenes Gebiet abgegliedert wird, auf dem der Geschichtsschreiber der Zukunft den freisinnigen Heerführern gleich stolze oder sogar noch höher ragende Denkmäler errichten kann, als die, die sich „auf der andern Seite“ die Regierungsmänner verdient haben. Aber der ehrgeizige Gernegroß mag sich beruhigen. Die ewigen Denkmäler eines Volkes stehen auf der Zinne seiner Gesamtheit, und dort oben, wo gewaltig aus dem Metall blutig erkämpfter Geschütze des Kanzlers Eisenglieder gegossen stehen, ist kein Platz mehr für den Schwarm der Parlamentspuppen. Wohl wird der Geschichtsschreiber der Zukunft, an den sich Herr Rickert in der Inbrunst seiner Eitelkeit wandte, auch von den großen „Bürgern“ unsrer ruhmvollen Zeit sprechen, aber er wird nicht von den redenden, sondern von den schaffenden Männern erzählen, von den Krupp und Siemens, von dem meerfahrenden Woermann und den Männern der ruhigen Arbeit. Und wenn er Sinn hat für das innere Wachstum des deutschen Landes und seine treibenden Kräfte, so wird er nicht vergessen hinzuzufügen, daß alle diese Männer ihre Schaffensfreude wurzeln und erblühen sahen in der Freude am Vaterlande. Er wird weiter davon erzählen, wie die politische Größe überall auf den Feldern der Arbeit befruchtend und vertrauenerweckend gewirkt hat, daß aus Reichsmitteln erbaute Dampfer unter der Leitung tüchtiger Bremer Reeder nach Australien und Asien entsandt wurden, daß aus den Kohlen- und Eisenerwerken der Saargegend über 15 000 Arbeiter an die Urne traten, um für ihren nationalgesunten Brodherrn trotz aller freisinnig-sozialdemokratischen Hezruße Zeugnis abzulegen und ihm zu danken, daß er als der ersten einer die großen Sozialpläne der Regierung aus eignen Mitteln verwirklicht hatte! So wird ein zukünftiges Geschlecht aus den Büchern der Geschichte lesen, wie groß und arbeitsam unsre Zeit gewesen ist, zugleich aber wird in manchem patriotischen Herzen noch nach hundert und aber hundert Jahren die schmerzliche Verwunderung darüber aufsteigen, warum das „freisinnige“ Bürgertum den Ehrgeiz und die Eitelkeit seines schalen Besserwissens nicht selbstlos aufgegeben habe, wenn auch nur, um endlich einmal nach einer 1000jährigen Geschichte innerer Zerrissenheit, der Welt das glorreiche Schauspiel der wahrhaft vollendeten deutschen Einheit zu bereiten! Ist denn das Wenige, was die Freisinnigen auf ihren politischen Speisezetteln gesetzt haben, wirklich wert, in einer so bismarckwütigen, den innern Frieden zerreißenen Opposition erkämpft zu werden? Den Liberalismus, dessen die Hohenzollern in ihren preußisch-konservativen Grundelementen zur Legirung bedurften, um den vollen deutschen Reichsklang zu gewinnen, den haben die Kartellparteien längst in sich auf-

genommen und nunmehr auch durch Rudolf von Bennigsen in die Adern der Regierung überzuführen begonnen. Was von diesem 1848 zum vulkanischen Ausbruch gelangten Liberalismus dem „Freisinn“ zurückbleibt, ist Schlackenwerk. In dem ausgebrannten Krater werden sie vergeblich das Feuer aus den beruhigten Volkstiefen wieder von neuem zu entfachen suchen, das Einzige, was sie in ihrer politischen Pyromanie zu Stande bringen werden, ist prasselndes Parlamentsfeuerwerk. Aber Twestens und Waldecks Ruhm läßt sie nun einmal nicht schlafen. Und doch, wenn man die Helden des alten Fortschritts- tums jetzt mit verbundenen Augen in den Reichstag führen und sie zu Ohren- zeugen der edelgesinnten Rede hätte machen können, die kürzlich mit den volksfreundlichen Worten schloß: „Liebet die Brüder“ — glauben die Richter und Rickert wirklich, daß ihre Helden dem wohlvertrauten Klang dieser volks- liebenden Stimme nicht willig gefolgt wären? Sie hätten in dem Redner einen echten Jünger ihrer alten Ideen zu umarmen geglaubt und wären — o, welche Rautschutmänner! — in den Schoß der Regierung gesunken. Und gewiß, sie wären dort geblieben! Denn sie hätten sehr bald erkannt, daß die wahre soziale Beglückung des Volkes nicht mehr von der Regierung in feurig aufregenden Volksreden ertrotzt zu werden braucht, sondern un- mittelbar unter ihrer Mitwirkung in anregender Arbeit sehr bequem gefördert werden kann.

Die Dpposition, wie sie heute von den politischen Erben des „großen Waldeck“ betrieben wird, ist nicht mehr Volksache, ja nicht einmal Sache einer programmreichen, ernstdenkenden Partei, sondern lediglich Sache des persön- lichen Temperaments. Was ihnen an großen politischen Programmgedanken abgeht — eigentlich steht außer liberalen Phrasen nur die zweijährige Dienst- zeit auf ihrer Fahne! —, das wird ersetzt durch rechthaberischen Eigensinn, persönliche Unzufriedenheit, politische Hypochondrie, krankhaft nervöse Unab- hängigkeitsucht, das sittliche Bewußtsein, mit 60 Jahren immer noch mann- haft dasselbe sagen zu dürfen, was man mit 25 Jahren gesagt hat, endlich durch verletzte Eitelkeit und unbefriedigten Ehrgeiz. In diese „freisinnige“ Dpposition kann man wahrlich nicht durch ein ernstes, politisches Studium, sondern nur durch persönliche Wünsche und Enttäuschungen gedrängt werden; mit dem echten Musterfortschritttler aber ist es wie mit dem Dichter: non fit, sed nascitur; er kommt gleich mit einem unseligen Dppositions- Temperament als Deutschfreisinniger auf die Welt, vielleicht weniger ein gesund-vergnügter, rassenreiner Germanensproß, als ein verirrter Sprenkling aus dem Kelten- und Hunnenmischblut, das seit der Völkerwanderung in unsern deutschen Geschlechtern heute noch hie und da wirksam sein mag.

Nie hat sich diese deutsche Dpposition reiner in der Urform ihrer eigent- lichen Natur dargestellt, als jetzt, wo sie ohne greifbares politisches Programm nur aus ihrem widerhaarigen, selbstfüchtigen und ehrgeizigen Temperament

heraus alles bekämpft, was vom Regierungstische kommt. „Weil sie kein Teil dran hat, so will sie nur zerstören!“

Aber immer und immer wieder prallen ihre Angriffe ohnmächtig an der einen Gestalt des eisernen Mannes ab. Nun schon länger als ein ganzes Vierteljahrhundert dauert der Kampf gegen diesen einen Mann! Ein Jahr nach dem andern ist dahingegangen, und die ehrgeizigen Kämpfer werden alt und grau — wie viele von ihren Mitstreitern sind schon dahingefunken, und auch ihnen droht das dunkle Los, in die Vergessenheit zurückzufinken! Wenn es ihnen nur ein einziges Mal gelänge, das Steuer des Staates zu erfassen! Aber breit und unbeweglich steht dort immer und immer noch der eine Mann, wo Platz geschaffen werden könnte für hundert andre, die auch einmal ihre Kunst erproben möchten! Und so flüstert sie denn erst leise in den Spalten der Zeitungen, und dann wird es zum Schrecken des deutschen Volkes laut in den Versammlungen gerufen: „Nehmt euch in Acht, Bismarck wird alt, das Ruder zittert in seinen Händen, und niemand ist da, wenn er zusammensinkt, der gelernt hätte, es an seiner Statt zu führen!“

So rufen sie, um sich durch die erschreckte Menge einen Weg für ihren eignen Ehrgeiz zu bahnen. Haben sie jemals in so verletzender Weise das nahende Ende des greisen Moltke ausgeschrien, der um volle fünfzehn Jahre älter ist als Bismarck, und dessen „elastische Jugendfrische“ sie nie genug rühmen konnten? Ja freilich, in Soldatendingen wächst kein Lorbeer für ihren Ehrgeiz; denn gerade die Haupthelden des „deutschen Freisinn“ sind dank dem orientalisch geschweiften Rundbau ihres Unterkörpers nicht einmal auf die Dauer eines einjährigen Dienstjahres in der Entwicklung ihrer „feingeistigen Natur“ durch strammen Vaterlandsdienst unterbrochen worden. Moltke mag ruhig so „alt“ werden, wie er will; aber dort wo Bismarck steht, dort hin fühlen sie die Schwingen ihres Geistes wehen!

Ihr ganzer Trost ist nun, daß er „kein dauerndes System“ hinterläßt, aus dem Chaos, daß sein Tod heraufbeschworen wird, glauben sie auf den ewigen Flügeln der Freiheit triumphierend emporzusteigen.

Schöpferische Genies vom Schlage Bismarcks pflegen allerdings kein schemaartig gedrucktes Programm zu hinterlassen, aber er wird dafür ein lebendiges System erschaffen, das dauernder ist. Seit seinem ersten Auftreten im Parlament in den vierziger Jahren bis zu dem letzten Atemzuge des jüngsten Geschlechts, das ihn mit leiblichen Augen gesehen hat, also bis über die Mitte des nächsten Jahrhunderts hinaus, wird ein lebendig befruchtender Hauch von seiner Persönlichkeit ausgehen. „Das ist Bismarckisch gedacht, gesprochen oder gehandelt“ — dies Wort wird man bis ans Ende des deutschen Geistes als ein kritisches Maß an alles politische Treiben anlegen, als ein Maß, das niemals trügen wird. Und wenn die Zeit kommen wird, wo er nicht mehr unter uns weilt, dann wird es einen Punkt geben, aus welchem immer wieder

den kommenden Geschlechtern „systematisch“ neue Kraft zuströmt, um in seinem Geiste nicht zu erlahmen. Das ist die Erinnerung an die bitteren Stunden verhöhnender und verletzender Kritik, die ihm die deutsche Opposition bereitet hat. Gegen den deutschen Austerreißinn wird das deutsche Volk nicht müde werden das Glühfein des Patriotismus zu gebrauchen, bis für alle Zeiten aus dem deutschen Körper die brandigen Stellen ausgemerzt sind. Wir haben von Bismarck gelernt, gegen wen wir kämpfen müssen, und das ist genug, um systematisch in seinem Geiste fortzuarbeiten. Schon ist in die jungen Geschlechter dieser bewußte Kampfgeist übergegangen, und von Geschlecht zu Geschlecht wird er sich anwachsend vererben! Herr Bamberger kann nicht genug über den „ideallosen“ Geist auf den Universitäten spötteln, aber er wird es noch erleben, daß ihm auch im Parlament die Wortführer der jungen Bismarckgeneration harte Sträusse bereiten. Dann wird er selbst kleinnützig eingestehen, daß es doch „ein dauerndes System Bismarck“ giebt, ein System, das lebendig bleiben wird in der Seele des Volkes.



Deutsches Kolonialrecht



it den deutschen Kolonien mußte auch ein deutsches Kolonialrecht entstehen. Wenn es auch bei seinem kurzen Bestande noch vielfach lückenhaft ist, so ist es doch bereits umfanglicher, als die meisten Laien und zum Teil selbst Juristen glauben. Wir haben bereits eine stattliche Litteratur über deutsches Kolonialrecht und unsre ersten Staatsrechtslehrer wie Laband und Meyer-Zena haben ausführlich darüber berichtet. Dennoch fehlte bisher ein Buch, das dem gebildeten Laien, der sich für Kolonialpolitik interessiert, verständlich gewesen wäre und doch auf der Höhe der Wissenschaft gestanden hätte. Diese Lücke füllt in muster-giltiger Weise das soeben bei Girth in München erschienene Buch des Breslauer Professors der Rechte Dr. Freiherr Karl von Stengel aus. Erscheint doch der Verfasser als ein thätiges Mitglied der deutschen Kolonialgesellschaft und der erste Rechtslehrer, der auf einer deutschen Hochschule Vorlesungen über deutsches Kolonialrecht gehalten hat, zur Abfassung einer systematischen Bearbeitung des deutschen Kolonialrechts besonders geeignet. Das Werk erscheint auch zur glücklichen Stunde, denn Kolonialfragen interessiren zur Zeit infolge der Samoaangelegenheit und der ostafrikanischen Expedition des Hauptmanns Wisjmann weite Kreise des deutschen Volkes. Im Anschluß